

*Maximilian Bergengruen*

Und so stehen auch bei Reuter, so lässt sich abschließend sagen, der Teufel als Vater der Lügen und sein Sohn, der komische Erzähler des 17. Jahrhunderts, in einem nie endenden sowohl liebevollen Verwandtschafts- als auch durch und durch „blutigen“<sup>77</sup> Konkurrenzverhältnis.

*Sonderdruck aus:*

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE PHILOGIE  
(ZfdPh)

Herausgegeben von

Werner Besch · Norbert Otto Eke · Eva Geulen · Thomas Klein ·  
Norbert Oellers · Ursula Peters · Hartmut Steinecke · Helmut Tervooren

*126. Band 2007 · Zweites Heft*

---

<sup>77</sup> Iversen, in: Andersen, Iversen [Anm. 7], S. 212.

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHE PHILOLOGIE  
(ZfdPh)

Herausgegeben von

Werner Besch · Norbert Otto Eke · Eva Geulen · Thomas Klein ·  
Norbert Oellers · Ursula Peters · Hartmut Steinecke · Helmut Tervooren

126. Band 2007 · Zweites Heft

---

DER GROÙE MOGOL ODER DER VATER DER LÜGEN  
DES SCHELMUFFSKY

Zur Parodie des Reiseberichts und zur Poetik des Diabolischen  
bei Christian Reuter

von Maximilian Bergengruen, Basel

*Abstract*

In diesem Aufsatz wird die Mogol-Episode in Christian Reuters „Schelmuffsky“ als eine Parodie der zeitgenössischen Indien-Reiseberichte (Olearius, Mandelslo, Andersen, Iversen, aber auch Laet, Tavernier und Dapper) gelesen. Dieses parodische Verfahren wird, so die zweite These, im Roman nicht nur angewandt, sondern auch poetologisch reflektiert, nämlich in der oft erzählten Geburtsszene des Protagonisten. In der hier vorgeschlagenen Lesart ist der als Ratte gekennzeichnete Vater niemand anderes als der Teufel, der Vater aller Lügen – und somit auch der, die Schelmuffsky erzählt. Im Falle der Mogol-Episode handelt es sich jedoch nicht um beliebige teuflische Täuschungen. Der Erzähler, so sein Anspruch, lügt, um die Lügen, Erfindungen und Projektionen seiner Vorgänger-Texte wahrhaft aufzudecken.

In this article, the Mogol episode in Christian Reuter's „Schelmuffsky“ is interpreted as a parody of contemporary travel-books on India (Olearius, Mandelslo, Andersen, Iversen, but also Laet, Tavernier and Dapper). The parodic technique – and this is my second thesis – is not only employed in the novel, but is also subjected to poetological reflection in the frequently related tale of the birth of the protagonist. In the reading suggested here, his father, who is depicted as a rat, is none other than the devil, the father of all lies – and thus also of the ones Schelmuffsky tells. In the case of the Mogul episode they are not indiscriminate devilish deception. The narrator claims to lie in order to expose the lies, fabrications and projections of earlier texts.

I. Agra oder die wahre Seite der Lüge

Es fällt dem Leser von Christian Reuters Roman „Schelmuffsky“ (Editio princeps 1696/1697) nicht ganz leicht, den Beteuerungen des Erzählers Glauben zu schenken, er „habe [...] Zeitlebens kein Geprahle oder Aufschneidens [...] her-

gemacht“, in seinem Buch sei also „nicht ein einziges Wort erlogen“. Vielmehr kann er sich des Verdachtes nicht erwehren, dass es bei den Ereignissen, deren in der „Reise-Beschreibung“ gedacht wird (Schelm., 9 f.),<sup>1</sup> nicht ganz mit rechten Dingen zugeht: Ohne jemals Unterricht erteilt bekommen zu haben, ficht der Protagonist des Romans wie ein Meister dieser Kunst; nur einer immensen Überzahl von „100“ Seeräubern – und auch das nur in einer Art von Remis (er hat „weder Hieb noch Stich davon getragen“; Schelm. 115) – muss er sich ergeben. Bei jeder Tanzveranstaltung springt er, der niemals das Tanzen erlernt hat, höher und graziler als alle Tanzlehrer zusammen, was ihm insbesondere die Bewunderung des weiblichen Geschlechtes einbringt: „Sapperment! wie sahen sie mir alle auf die Beine, weil ich sie so artig setzen kunte!“ (Schelm. 87; ähnlich auch 45 ff.)<sup>2</sup>

Überhaupt die Damenwelt: Diese kann der Protagonist beinahe geschlossen an sich binden. Im Nu des Erzählens hat sich nicht nur die Dame Charmante in Schelmuffsky „verliebet“ (Schelm. 28), als dieser in Hamburg weilte, sondern auch „Fräulein Lisette“ und Fräulein „Damigen“, beide eines „vornehmen Nobels Tochter“ in Stockholm (Schelm. 57 ff.), sowie die „Staadens-Tochter“ in Amsterdam (Schelm. 87); von des „Lords Töchter[n]“ in London, die sich „alle mit einander“ ein Leben ohne Schelmuffsky nicht vorstellen können, gar nicht zu reden (Schelm. 109). Jede dieser, selbstredend umwerfend schönen, Frauen ist untröstlich, wenn sich der Erzähler für die Erfüllung ihres spontanen Heiratswunsches ein wenig Bedenkzeit lässt, was im Übrigen immer dazu führt, dass die Ehe nicht zustande kommt.

Ein Kämpfer, ein Tänzer und vor allem ein Frauenverführer ohne Negativ-Saldo; der Leser kommt aus dem Staunen nicht heraus – zumindest solange bis der „kleine Vetter“ (Schelm. 137), über ihn wird noch einiges zu sagen sein, anlässlich Schelmuffskys Heimreise zu seiner Mutter eine Erklärung der erzählten Ereignisse anbietet, die wahrscheinlicher klingt als Schelmuffskys Wahrheitsbezeugung. Er behauptet nämlich, dass „Schelmuffsky nicht weiter als eine halbe Meile von seiner Geburts-Stadt kommen wäre“ und dort „im Toback und Brantewein“, also in einem Wirtshaus, alle Geschichten „erstuncken und erlogen“ habe (Schelm. 137 f.). Eine Lügengeschichte also.

<sup>1</sup> Ich zitiere unter der Sigle ‚Schelm.‘ nach der Ausgabe Christian Reuter: Schelmuffskys warhaftige curiose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Lande, hg. v. Ilse-Marie Barth, Stuttgart 21997.

<sup>2</sup> Zur Stereotypie dieser Erzählmuster vgl. Klaus-Detlef Müller: Einfallsslosigkeit als Erzählprinzip. Zu Christian Reuters ‚Schelmuffsky‘, in: Geschichtlichkeit und Gegenwart. FS für Hans Dietrich Irscher, hg. v. Hans Esselborn, Walter Keller, Köln u. a. 1994, S. 1–12, hier: S. 7 f.

Der kleine Vetter lügt jedoch, so möchte ich argumentieren, seinerseits. Schelmuffsky ist nicht in ein Schelmerode nahe gelegenes Gasthaus gegangen, sondern hat seine Geschichten über großen Folianten in einer gut ausgestatteten Bibliothek ersonnen. Am Beispiel der sogenannten Mogol-Episode lässt sich zeigen, dass Schelmuffskys „curiose [...] Reisebeschreibung“ eine wahre Seite besitzt, zumindest eine diskursiv abgesicherte und abgedichtete.<sup>3</sup>

Betrachtet man die Indien betreffende Reisegeschichtsschreibung des 17. Jahrhunderts, fällt auf, dass die Darstellung des ‚Großen Mogols‘ und der Festung Agra als eine Art deutsches Vorrecht beansprucht wird. Adam Olearius, der bekannte Verfasser und Editor von orientalischen Reiseberichten<sup>4</sup>, kommentiert den diesbezüglichen Stand der Veröffentlichungen im Jahre 1658 wie folgt:

Von dieser mächtigen grossen Stadt Agra / woselbst jetziger Zeit der principalSitz des grossen Mogols oder mächtigen Königs in Indien / ja ohne Zweyfel in der gantzen Welt wird meines wissens von keinem weder deutschen noch lateinischen Scribenten geschrieben / welches zu verwundern.

Den löblichen Anfang hätten, von einer sporadischen Erwähnung bei den „Holländer[n]“<sup>5</sup> (gemeint ist wahrscheinlich der elfte Teil von de Brys „Orientalischem Indien“)<sup>6</sup> abgesehen, zwei Autoren gemacht, die er, Adam Olearius, gerade herausgegeben habe oder herauszugeben gedenke: nämlich Johan Al-

<sup>3</sup> Ich komme mit meinem Versuch einer Kontextualisierung der Mogol-Episode einer Forderung nach, die Jörg-Ulrich Fechner vor über 20 Jahren erhoben hat; vgl. ders.: Schelmuffskys Maskeraden und Metamorphosen. Neue Forschungsaspekte zu Christian Reuter, in: Euphorion 76 (1982), S. 1–26, hier: S. 13 f. Fechner hatte damals vermutet, dass man mithilfe des historischen Materials der Reisebeschreibungen die bisher in der Forschung vertretene Position revidieren müsse, dass sich die Reisen Schelmuffskys vor allem über die Vorgaben aus dem Pikaro-Roman verstehen ließen (so z. B. Hans Geulen: Noten zu Christian Reuters „Schelmuffsky“, in: Rezeption und Produktion zwischen 1570 und 1730. FS für Günther Weydt, hg. v. Wolf Dietrich Rasch u. a., Bern, München 1972, S. 481–492, hier: S. 486 f.). Diese Vermutung hat sich durch meine Forschungen bestätigt. In gewissem Sinne ging schon Mirco Mitrovich: Deutsche Reisende und Reiseberichte im 17. Jahrhundert. Ein kulturhistorischer Beitrag, Illinois 1963 (Masch. Diss.), S. 213 f., in Fechners Richtung, als er den „Schelmuffsky“ dem Genre des Reiseberichts zuordnete.

<sup>4</sup> Zu Adam Olearius als Autor und Herausgeber von Reiseberichten vgl. Jürgen Osterhammel: Reisen an die Grenzen der Alten Welt. Asien im Reisebericht des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur, hg. v. Peter J. Brenner, Frankfurt/Main 1989, S. 224–260, hier: S. 232 ff. Vgl. hierzu bereits Mitrovich [Anm. 3], S. 96 ff., sowie später Thomas Strack: Exotische Erfahrung und Intersubjektivität. Reiseberichte im 17. und 18. Jahrhundert, Paderborn 1994, S. 57 ff.

<sup>5</sup> Adam Olearius: Kommentar zu: Johan Albrecht von Mandelslo: Morgenländische Reyse-Beschreibung [...], hg. v. Adam Olearius, Schleswig 1658, S. 91.

<sup>6</sup> Bei Johann Theodor de Bry, Johann Israel de Bry: Orientalisches Indien, Frankfurt/Main 1597–1623, Bd. XI, S. 23 f., wird „Agro“, die „Hauptstadt des grossen Mogols“, tatsächlich recht kurz abgehandelt.

brecht von Mandelslo „Morgenländische Reyse-Beschreibung“, Schleswig 1658, und Jürgen Andersens „Orientalische Reise-Beschreibung“, Schleswig 1669; letztere zusammen abgedruckt mit der „Ost-Indischen Reise“ Volquard Iversens, in der Agra und dem ‚Großen Mogol‘ ebenfalls breiter Raum zugestanden wird.<sup>7</sup> Ein solcher historiographischer Allein-Anspruch der Deutschen auf den Großen Mogol und Agra unterschlägt die zahlreich vorhandene diesbezügliche europäische Literatur – zu denken ist z.B. an Thomas Roes „Journal of his voyage to the East Indies“ oder Johannes de Laets „De Imperio magni mogolis“<sup>8</sup> –, doch dazu später. Zuerst zur deutschen Sicht auf das Indien des 17. Jahrhunderts (wozu ich auch Übersetzungen in die deutsche Sprache heranziehe).

Wenn in den genannten Texten vom ‚Großen Mogol‘ die Rede ist, dann ist damit zuweilen schon der jüngere „Mogol Oranchzeph“<sup>9</sup>, meistens aber noch sein Vater, „Schach Chorram“<sup>10</sup> bzw. „Chorrom“ gemeint, von einigen Autoren auch „Schah-Jehan“ oder „Schah-Gaan“ genannt. Letzteres wird mit „König der Welt“ übersetzt (daher auch Olearius’ obige Bemerkung).<sup>11</sup> Seine Regierungszeit wird in der kolonialen Geschichtsschreibung als von 1627 bis 1655 dauernd<sup>12</sup> angegeben (die heutige geht von 1628–1658 aus).<sup>13</sup>

In den Augen der deutschen Berichterstatter ist die Regierungsmacht der Großen Mogolen durch ein nicht gerade unerhebliches politisches Manko gefährdet, nämlich durch die Tatsache, dass in Indien keine Primogenitur- oder ähnliche Erbfolgeregelung vorgesehen ist. Daher komme es beinahe regelmäßig dazu, so die deutschsprachigen Berichte, dass einer der Söhne des Mogols seine Brüder beiseite schaffe und gegen den Vater zu Felde ziehe (was Schach Chorram sowohl aktiv wie passiv durchlebt).<sup>14</sup>

<sup>7</sup> Mandelslo Indien-Reise fällt in die Zeit von 1637/38–1640; Andersens in die von 1644–1650, Iversens schließlich in die Jahre 1655–1668. Vgl. hierzu Mitrovich [Anm. 3], S. 121 ff.; Strack [Anm. 4], S. 94 ff., und, sehr ausführlich, Dieter Lohmeier: Nachwort zu: Jürgen Andersen, Volquard Iversen: Orientalische Reise-Beschreibungen, hg. v. Adam Olearius, Schleswig 1669 (Neudruck, hg. v. Dieter Lohmeier, Tübingen 1980), S. 3\* ff.

<sup>8</sup> The Embassy of Sir Thomas Roe to India 1615–19 as Narrated in his Journal and Correspondence, hg. v. William Foster, London 21926; Johannes de Laet: De imperio magni mogolis [...], Lyon 1631.

<sup>9</sup> Adam Olearius: Vorrede zu: Andersen, Iversen [Anm. 7], S. XV (neue Zählung).

<sup>10</sup> Mandelslo [Anm. 5], S. 92.

<sup>11</sup> Olfert Dapper: Asia / Oder: Ausführliche Beschreibung Des Reichs des Grossen Mogols Und eines grossen Theils von Indien [...], übers. v. Johann Christoff Beern, Nürnberg 1681, S. 158.

<sup>12</sup> Vgl. ebd., S. 158; S. 203.

<sup>13</sup> Vgl. Abraham Eraly: The mughal throne. The saga of India's great emperors, London 1997, S. 301 ff.; John F. Richards: The mughal empire, Cambridge 1993, S. 119 ff.

<sup>14</sup> Andersen, in: Andersen, Iversen [Anm. 7], S. 44, schreibt, dass der jüngste Sohn des Schach Chorram zum Nachfolger ausgewählt worden sei, dass aber der älteste „mit seinen

Was die Deutschen (in einer halb absolutistischen, halb lehnsrechtlichen Blickweise) an den Großen Mogolen besonders bewundern, ist ihr uneingeschränkter Machtanspruch. Statt eines schwachen Kaisers und souveräner Fürsten finden die deutschen Indien-Reisenden einen durch und durch hierarchisch organisierten Staat vor, in dem es nur eine, und zwar linear organisierte Befehlsgewalt gibt, nämlich die des Großen Mogols selbst. Der Grund ist darin zu suchen, dass alle anderen „Raschi“ – im Gegensatz zu den deutschen Landesfürsten – nur in Bezug auf ihre Person mit Funktionen „belehnet“ sind. Wie es das deutsche Lehnrecht ursprünglich vorsah, geht die Macht immer wieder an den Mogol zurück, nach dem „Todt“<sup>15</sup> der Lehnempfänger genauso wie nach einem möglichen Fehlverhalten; dann nämlich wird diesen (und das ist nur in einem sehr schwachen Maße rhetorisch zu verstehen) „lebendig das Fell über die Ohren gezogen“.<sup>16</sup>

Diese Projektionsfläche europäischer und speziell deutscher Rechtsfantasien besucht also Schelmuffsky. Ich gehe seinen Bericht der Reihe nach durch und konfrontiere ihn mit den erwähnten Reise-Schriften, um die topische Ordnung<sup>17</sup> aufzuzeigen, die allen Texten (im Übrigen auch den verschwiegenen

Brüdern also spielte / wie der Vater mit seines Blutsverwandten gethan“. Ähnlich Iversen, in: Andersen, Iversen [Anm. 7], S. 209ff. Bei Dapper [Anm. 11], S. 158, ist zu erfahren, dass Chorrom – eine Generation früher – „des Nachts seinen ältesten Bruder erwürgen“ musste, um sich „durch diesen Bruder-Mord des Reichs“ zu „versicher[n]“, d.h. um einen Krieg mit dem Vater zu beginnen, dessen erfolgreiches Ende durch die Thronbesteigung gekrönt wurde. Das gleiche Schicksal wiederfährt auch Chorrom selbst: Sein Sohn „Oranchzef“ wirft den Vater ins „Gefängnis“ und gelangt nach „Erwürgung seiner dreier Brüder / zur Mogolischen Regierung“ (S. 159).

<sup>15</sup> Mandelslo [Anm. 5], S. 93 f.

<sup>16</sup> Andersen, in: Andersen, Iversen [Anm. 7], S. 39. Schon in Laet [Anm. 8] wird eine politische, in diesem Fall freilich nur souveränitätstheoretische, Einordnung vorgenommen. Unter der Überschrift „De regimine politico & civili“ heißt es auf S. 127: „Imperator harum regionum, princeps plane est absolutus: nullae hic scriptae leges; principis voluntas pro lege habetur“. Zur hier verhandelten Theorie des lebendigen Gesetzes als höchster Form der souveränen Herrschaft vgl. Giorgio Agamben: Ausnahmezustand (Homo sacer II. 1), übers. v. Ulrich Müller-Schöll, Frankfurt/Main 2003, S. 101 ff.

<sup>17</sup> Ich baue hier auf einem Argument von Wolfgang Neuber: Zur Gattungspoetik des Reiseberichts. Skizze einer historischen Grundlegung im Horizont von Rhetorik und Topik, in: Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur, hg. v. Peter J. Brenner, Frankfurt/Main 1989, S. 50–67, hier: S. 50 ff., auf, das die bis dahin angenommene grundsätzliche Unterscheidung zwischen literarischen und nicht-literarischen Reiseberichten zugunsten einer Theorie der topischen Ordnung unterläuft. Zu dieser Theorie allgemein vgl. Wolfgang Neuber: Topik und Intertextualität. Begriffshierarchie und ramistische Wissenschaft in Theodor Zwingers ‚Methodus Apodemica‘, in: Intertextualität in der frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven, hg. v. dems., Wilhelm Kühlmann, Frankfurt/Main u.a. 1994, S. 253–278. Vgl. in Bezug auf Andersen und Iversen auch Lohmeier: Nachwort zu: Andersen, Iversen [Anm. 7], S. 8\*.

englischen und holländischen Vorlagen) zu Grunde liegt: „Drey Wochen nach seinen Tode [gemeint ist der Bruder Graf] gelangeten wir bey guten Winde in Indien an, allwo wir an einer schönen Pflingst-Wiese ausstiegen [...]. Ich erkundigte mich nun gleich, wo der grosse Mogol residirete“. Man gibt ihm zu verstehen, dass dieser in einem „Schloß[ ]“ mit dem Namen „Agra“ zu finden sei und dass er dorthin zu Fuß „etwan noch eine Stunde hin“ laufen müsse. Und tatsächlich stößt Reuters Held nach kurzer Zeit auf die erwähnte „Residenz“ (Schelm. 93 f.).

Dass es in Indien keine Pflingstwiesen gibt, ist ein deutlicher Wink mit dem Zaunpfahl der Lüge. Weiterhin liegt Agra nicht am Meer, auch nicht auf den Karten des 17. Jahrhunderts. Die meisten Indien-Besucher müssen nach ihrer Landung in Surat eine beschwerliche, ca. tausend Kilometer lange Landreise zurücklegen, bevor sie Agra erreichen. Möglicherweise denkt Reuter an eine (freilich zu dieser Zeit unmögliche) Binnenschiffahrt, denn Agra ist, wie immer wieder zu lesen ist, „nicht weit vom Fluß“ gelegen<sup>18</sup> – und zwischen Ufer und Residenz liegt tatsächlich „ein grosser Platz“.<sup>19</sup> Es ließe sich aber auch vermuten, dass Schelmuffsky den „Strich ins Land von Suratta biß Agra zu des [...] grossen Mogols Residentz / und den selben Weg wieder zurücke“<sup>20</sup>, den die deutschen Reisebeschreiber in ihren Texten ziehen, auf einen Punkt verkürzt und damit auch auf den Punkt bringt, denn tatsächlich zeichnen sich gerade die deutschen Reisebeschreibungen<sup>21</sup> durch die Fixierung auf den Mogol und Agra aus, was natürlich zulasten anderer Orte und Ereignisse geht.

Geografische Großzügigkeiten wie diese könnte man dem Erzähler nicht, wie vorgeschlagen, metadiskursiv gutschreiben, wäre nicht das restliche Fundament, auf dem die Lügen des Schelmuffsky fußen, diskursiv äußerst fest gebaut. Dass Agra eine, genauer: *die* „Residenz“ (Schelm. 94) des Großen Mogol ist, kann man schon den Berichten des 17. Jahrhunderts entnehmen. Dort ist zu lesen, dass Agra „die allerfürtrefflichste Residentz / ja / so zu rechnen / die Königin in gantz Orient“ ist.<sup>22</sup> Kein Wunder also, dass die Reise Schelmuffsky gerade an diesen Ort führt. Ebenfalls keine Erfindung stellt die Behauptung des erzähl-

<sup>18</sup> Dapper [Anm. 11], S. 271.

<sup>19</sup> Jean-Baptiste Tavernier: Beschreibung Der Sechs Reisen [...], übers. v. Johann Herman Widerhold, Genf 1681, erstes Buch seiner „Reisbeschreibung In Indien“, S. 27.

<sup>20</sup> Olearius: Vorrede zu: Andersen, Iversen [Anm. 7], S. XII (neue Zählung).

<sup>21</sup> Anders bei einem Franzosen wie Tavernier [Anm. 19], S. 27, dem Agra und der Große Mogol nur wenige Seiten und einige sparsame Bemerkungen wie die folgende wert sind: „Alles was merckwürdig zu Agra, ist des Königs Pallast / und etlich schöne Begräbnussen / beydes nahe der Stadt / als in der Gegend herum“.

<sup>22</sup> Mandelslo [Anm. 5], S. 88. Vgl., sehr ähnlich, Dapper [Anm. 11], S. 271: „Im Norderteil der Stadt / nicht weit vom Fluß / liegt das trefflich-weit-begriffne Königliche Schloß und Residenz / so das vortrefflichste und auserlesenste Werk in ganz Asien kan genennet werden“. Vgl. hierzu schon Laet [Anm. 8], S. 131ff. (Kap. „De avla regia & arce Agrensi“).

den Protagonisten dar, die Residenz sei von einer „grosse[n] Ring-Mauer“ umschlossen (Schelm. 94). Bei Mandelslo, Andersen und Dapper ist unisono von einer „Ringmaur“<sup>23</sup> die Rede – und zwar um das „Königliche Schloß“<sup>24</sup> herum. Und auch diesen Begriff, also den des Schlosses, nimmt der erzählende Schelmuffsky auf, nicht zuletzt, wenn er davon spricht, dass ihm auf Nachfrage der Weg zum „Schloß-Thor“ (Schelm. 94) gewiesen wird.

Dass die Residenz von vielen und schwerbewaffneten „Soldaten der Wacht“<sup>25</sup> geschützt wird – Schelmuffsky spricht von einer „Wache“, genauer: von „200 Trabanten mit blossen Schwertern“ (Schelm. 95 f.) – ist ebenso eine diskursive Wahrheit. Die deutschen Reiseberichtersteller schwelgen geradezu in der Zahl von Soldaten, über die der Große Mogol verfügt: „Des Königs LeibGuardie“, auf die Schelmuffsky wahrscheinlich anspielt, ist nur der Kern von „allezeit zwölf tausend Mann“, die dem Großen Mogol allein in Agra zur Verfügung stehen, schreibt z.B. Mandelslo.<sup>26</sup> Neben den Soldaten scheint der Mogol ebenso viele „bediente“ in seinen Reihen zu zählen.<sup>27</sup> Kein Wunder also, dass er problemlos sieben „Laqvaien“ und „Pagen“ (Schelm. 97) für die Bedienung seines Gastes Schelmuffsky abstellen kann.

Ebenfalls durch die Reiseberichte verbürgt, ist die (auf den ersten Blick etwas irritierende) Behauptung, dass der Mogol, wie Schelmuffsky behauptet, ein „Zimmer“ bzw. „Gemach“ hinter der erwähnten Ringmauer besitzt (Schelm. 95 f.). Mandelslo schreibt, dass man, sobald man die äußeren Mauern passiert habe, sogleich auf „des Königs Gemach / welches von aussen vnd von innen sehr prächtig sol gebawet“ sein, stoße.<sup>28</sup> Selbst der, von Agra und dem Großen Mogol recht unbeeindruckte und daher lakonische, Franzose Jean-Baptiste Tavernier hebt „des Königs“ schmuckvolle „Wohnung“ hervor, auf die man nach Überwindung der äußeren Mauern treffe.<sup>29</sup>

Überhaupt hat es der – auf den sagenhaften Reichtum des Großen Mogols verweisende – Schmuck, der auf Agra überall zu bewundern ist, den Deutschen (wie allen Europäern) besonders angetan. Mandelslo und Dapper schreiben beinahe wortgleich vom „Gold“ und „Silber“, den „Edelgesteine[n] / Diamanten / Rubine[n] / Safire[n] / Smaragden / Onix[en] vnd dergleichen / wie auch Per-

<sup>23</sup> Mandelslo [Anm. 5], S. 88; Andersen, in: Andersen, Iversen [Anm. 9], S. 40, Dapper [Anm. 11], S. 271.

<sup>24</sup> Mandelslo [Anm. 5], S. 89.

<sup>25</sup> Tavernier [Anm. 19], S. 28.

<sup>26</sup> Mandelslo [Anm. 5], S. 93. Vgl. hierzu schon Laet [Anm. 8], S. 151 ff. (Kap. „De militariibus copiis hujus principis“).

<sup>27</sup> Ebd., S. 93.

<sup>28</sup> Ebd., S. 90.

<sup>29</sup> Tavernier [Anm. 19], S. 27.

len<sup>30</sup>, über die der Große Mogol haufenweise verfüge (was Schelmuffsky mit seiner Rede vom „erschrockliche[n]“ Reichtum und den vielen „Schätze[n]“ des Mogols wie ein Echo wiederholt [Schelm. 104]). Beide weisen ausdrücklich darauf hin, dass auch die zeremoniellen Räume mit diesen Kleinodien geschmückt sind.<sup>31</sup> Es scheint daher nur folgerichtig, dass der Saal, in dem der Große Mogol seinen Ehrengast Schelmuffsky führt, von „Golde und Edelgesteinen“ nur so glänzt (Schelm. 96).

Des Weiteren hat Schelmuffsky sich nicht aus den Fingern (sondern vielmehr aus den Folianten) gesogen, dass des Großen Mogols „Gemahlin“, mit der die beiden Herren später in Anwesenheit anderer Würdenträger speisen, „so ein wunderschön Mensehe“ sei (Schelm. 98). Bei Dapper wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass „des Schah-Jehans Gemahlin [...] wegen ihrer Schönheit hochberühmt“ war und „den Namen Tage Mehalle / das ist / Krone des Frauenzimmers“ führe.<sup>32</sup> Wen wundert es also, dass Schelmuffsky alles daran setzt, sich nicht nur in der Nähe dieser außergewöhnlich schönen Frau, sondern „neben“ ihr niederzulassen (Schelmuffsky 96)? In diesem Falle allerdings ausnahmsweise einmal ohne erotische Konsequenzen (darauf wird zurückzukommen sein).

Diskursive Wahrheiten wie diese, mit denen der Erzähler Schelmuffsky seine Lügen Lügen straft, setzen sich auch im weiteren Verlauf der Mogol-Episode fort. Dass z.B. vor dem Bankett „200 Trompeter“ (Schelm. 98) und währenddessen eine „Leib-Sängerin“ (Schelm. 99) eine Kostprobe ihres Könnens geben, die alles übertrifft, was der weitgereiste Schelmuffsky bisher gehört hat, ist kaum erstaunlich, wenn man weiß, dass der Mogol „eines lustigen Humors“ ist und außergewöhnlich „viel auff Schawspiel / Music vnd Tantzen“ gibt.<sup>33</sup>

Das Gleiche gilt für die Begebenheit mit dem „Rechen-Buche“ (Schelm. 103). Jedem Leser ist natürlich klar, dass es sich um Aufschneiderei handelt, wenn Schelmuffsky behauptet, dass er als einziger in der Lage sei, die Buchführung in dem in „Schweins-Leder eingebunden[en]“ Folianten zu übernehmen, in den der Große Mogol „täglich sein Einkommens schriebe“ (Schelm. 102), das passende „Calculus“ anzulegen und somit das richtige Ergebnis, einen dem Mogol höchst willkommenen „Überschuß“, zu erzielen (Schelm. 103).

Die Frage ist jedoch, wie Schelmuffsky an das Material seiner Aufschneiderei kommt? Er rekurriert, teilweise wörtlich, auf die erwähnten Reiseberichte, in

<sup>30</sup> Mandelslo [Anm. 5], S. 89. Dapper [Anm. 11], S. 271, schreibt ebenfalls von „Gold“ „Silber“ „Kleinodien / Diamanten / Edelgesteine und Perlen“. Vgl. hierzu schon Laet [Anm. 8], S. 142 ff. (Kap. „De opvlenia hujus principis“).

<sup>31</sup> Dapper [Anm. 11], S. 271, hebt hervor, dass auch die Räume der Residenz durch „Gold / Diamanten / Perlen“ verziert sind.

<sup>32</sup> Dapper [Anm. 11], S. 161.

<sup>33</sup> Mandelslo [Anm. 5], S. 92.

denen, wie schon angedeutet, das sagenhafte Vermögen des Großen Mogol in langen Exkursen taxiert wird. In diesem Zusammenhang ist z.B. davon die Rede, dass dieser schlichtweg der „reichste“ Mann „in der gantzen Welt“ sei, da er eine „Bahrschafft“ von umgerechnet „anderthalb tausend Millionen Reichthal.“ in seinen Beständen „liegen habe / die er“ aber „ordinarie nicht angreiff.“<sup>34</sup>

Diese beneidenswerte Rücklagenbildung verdankt der Mogol einer peniblen und in ihren Kontrollen mehrfach gestaffelten Fiskalstrategie: Der „Schatzmeister“ hat nämlich, wie bei Jürgen Andersen zu lesen ist,

21. geschworne Schreiber unter sich / welche alle Vormittage [...] mit ihren Büchern auffwarten / und was ein oder aus dem Schatz und Kammer kompt / auffzeichnen und scharffe Rechnung darvon thun müssen. Solche Rechnung werden vom Mogol / Primo-Visir, Schatzmeister und Diwanbeck, ReichsRichter / unterschrieben.<sup>35</sup>

Große Überschüsse, tägliche Buchführung und Kontrollen von Seiten des Mogols sowie eine scharfe Rechnung – die Hochstapelei des Schelmuffsky ist also so penibel mit den damaligen ‚Fakten‘ abgeglichen wie die Buchführung des Mogols mit den tatsächlichen Einnahmen und Ausgaben. Der einzige (wenn auch entscheidende Unterschied) zwischen dem Roman und seinen Vorlagen ist die Konzentration all dieser Ämter auf Schelmuffsky selbst.

Dass diesem schließlich das Amt des „Reichs-Cantzlar[s]“ angedient wird (Schelm. 103), ist ebenfalls ein Rekurs auf die Reise geschichtsschreibung, die dieses Amt als das wichtigste des ganzen Staates (nach dem des Mogols, versteht sich) ansieht: Des Mogols „nähester und angenehmster Rath ist der Primo-Visor oder ReichsCantzler. Dieser muß täglich vor dem Mogol erscheinen / und die fürnehmsten ReichsSachen expediren“<sup>36</sup> (Herv. M. B.), z.B., wie gesehen, die fiskalischen Bewegungen des Tages absegnen. Und tatsächlich wird die Vergabe dieses Amtes, abweichend ist auch vom „OberCantzler“, „Vice-Rex“<sup>37</sup> oder „ReichsRath“ die Rede<sup>38</sup>, vom Mogol des Öfteren dazu verwendet, sich eine bestimmte Person zu verpflichten. Meist ist in diesem Zusammenhang von einem seiner Söhne die Rede (der so vom Staatsstreich abgehalten werden soll)<sup>39</sup>; im Roman (das ist der ganze Unterschied) von Schelmuffsky selbst.

Die Analogien setzen sich auf der Meta-Ebene fort: Auch das Thema der Wahrheit, mit dem sich der Lügner Schelmuffsky, sozusagen ex negativo, perennie-

<sup>34</sup> Ebd., S. 93. Vgl. hierzu schon Laet [Anm. 8], S. 142 ff. (Kap. „De opvlenia hujus principis“).

<sup>35</sup> Andersen, in: Andersen, Iversen [Anm. 7], S. 45.

<sup>36</sup> Ebd., S. 44.

<sup>37</sup> Mandelslo [Anm. 5], S. 94.

<sup>38</sup> Iversen, in: Andersen, Iversen [Anm. 7], S. 218.

<sup>39</sup> Ebd., S. 211.

rend beschäftigt, steht in der Reisege­schichtsschreibung ganz oben auf der Ta­ge­sond­nung. Olearius ist natür­lich nicht ent­gan­gen, dass die von ihm edi­er­ten Reise­berich­te be­stimm­te Ma­kel be­sitzen: Als er­stes ist da­bei der Um­stand zu nen­nen, dass die meis­ten auf Hö­ren­sa­gen fu­ßen. Niemand der drei von ihm edi­er­ten In­dien-Fahrer, An­dersen, Iversen oder Man­delslo, hat­te näm­lich (an­ders als z.B. der Eng­länder Thomas Roe)<sup>40</sup> je­mals die Ehre, vom Gro­ßen Mo­gol in bzw. auf Agra empfan­gen zu wer­den.

Man­delslo be­hauptet zwar, in den Vor­hof der Re­si­denz ge­langt zu sein. Dann sei er aber lei­der als der­jenige wie­de­rer­kannt wor­den, der un­längst „des In­dia­ni­schen Ge­san­dten Ver­ter“ ge­tötet habe (eine Be­hauptung, die Olearius auf­wän­dig zu stüt­zen bereit ist), so dass er sich „hernach nicht lan­ge mehr in Agra se­hen“ las­sen durf­te.<sup>41</sup> Sein aus­führ­licher Be­richt über den Mo­gol und Agra be­ruht also nicht auf Au­gen­zeu­gen­schaf­ft. Viel­mehr wa­ren es die „Eng­li­schen“, die ihm alle spä­ter so de­tail­reich wie­de­ge­ge­be­nen Ereig­nisse und Struk­turen „er­zehl­ten“.<sup>42</sup> Dies gilt a for­ti­ori für die an­de­ren bei­den Au­to­ren, die nicht mal ei­nen Fuß in die Festung ge­setzt ha­ben.

Zwei­ten be­mü­hen die In­dien-Fahrer (ge­nau­so wie die Tex­te, auf die sie re­kur­rieren) re­lativ sorg­los eu­ro­päi­sche Ter­mi­ni und Struk­turen, um ihre Be­rich­te für den da­heim ge­lieb­te­nen Le­ser zu plau­si­bi­li­sieren. Man den­ke nur an den oben er­wähnten Be­griff des „Kanz­lers“, die Be­schrei­bung der Fis­kal­po­li­ti­k oder der pro­ble­ma­ti­schen Erb­fol­ge­re­ge­lung, von der Über­tra­gung der Sou­ve­rä­ni­täts­the­o­rie oder des Lehnswe­sens ganz zu schwei­gen. Nichts oder zu­min­dest auf­fäl­lig wenig Neues im Os­ten also.

Drit­ten äh­neln sich die Be­rich­te in markan­ter Wei­se – und das nicht nur in heu­ti­gen Au­gen: Olearius schrei­bt z.B., dass er in sei­ner Ei­gen­schaf­ft als Her­aus­ge­ber Iversens „Mor­gen­län­di­sche Re­ise“ sehr „kurzt“ habe „ver­fas­sen wol­len: weil die be­schrei­bung“ der „Orter [...] wie auch die be­schaf­fen­heit des Erd­reichs / der Luft und der Hand­lung / wel­che die Eu­ro­peer mit den Ori­en­talern treiben / in meis­ten stük­ken mit Jür­gen An­dersen ü­ber­ein kompt“.<sup>43</sup>

Weit­er­hin hät­ten eini­ge „vor­nehme[]“ Per­so­nen, wie Olearius schrei­bt, „bey durch­le­sun­g der Man­delslo­vi­schen Re­ise den Jür­gen An­dersen oft citiret ge­se­hen“.<sup>44</sup> Den sich auf­drän­gen­den Ver­dacht, dass es sich bei Agra und dem Gro-

<sup>40</sup> Vgl. Roe [Anm. 8], S. 84 ff., wo ein Tre­ffen mit dem „Mogull“ und sei­nem Sohn be­schrie­ben wird.

<sup>41</sup> Man­delslo [Anm. 5], S. 90 f.

<sup>42</sup> Ebd., S. 92.

<sup>43</sup> Olearius, Vor­rede zu: An­dersen, Iversen [Anm. 7], S. XV (neue Zählung).

<sup>44</sup> Ebd., S. XIV. Man­delslo ist deut­lich frü­her als An­dersen. ‚Zitieren‘ könn­te hier noch in der äl­te­ren Be­deu­tung des Her­bei- oder Aufrufens ge­meint sein. Den­noch: Die ge­wähl­te For­mu­lie­rung ist mehr als auf­schluss­reich.

ßen Mo­gol um ein bis­wei­len durch­aus bin­nen­dis­kursives Phä­no­men han­deln könn­te, ver­sucht Olearius mit großem Auf­wand zu ent­kräf­ten: Er habe, schrei­bt er, bei­de Au­to­ren (ge­meint sind Iversen und An­dersen) erst ein­zel­nen, dann ge­mein­sam, mit dem Wis­sen des je­weils an­de­ren „con­frontiret“, sie hät­ten aber im­mer „gleich­för­mi­ge An­twort“ ge­ge­ben, was Olearius an­scheinend be­ruhigt und ihm das Ge­fühl von „War­heit“ (Herv. M. B.) in Bezug auf die „In­dia­ni­schen Sa­chen“ ver­mit­telt.<sup>45</sup>

Das von Olearius ge­wähl­te Ver­fah­ren der Wahr­heits­fin­dung, das da­rauf hin­aus­läuft, zu prü­fen, ob die von ihm her­aus­ge­ge­be­nen Au­to­ren „in die­sem fall ü­ber­ein stim­men“<sup>46</sup>, gilt zwar in der heu­ti­gen Li­te­ra­tur­ge­schichtsschrei­bung als Auf­weis ei­nes für sei­ne Zeit un­ge­wöhn­li­chen his­to­ri­schen, ja beinahe quellen­kriti­schen Be­wusst­seins<sup>47</sup>, aus Schelmuffskys Sicht ist es je­doch an­scheinend nicht über allen Zwei­fel er­ha­ben: Nicht aus­zuschlie­ßen ist, dass sich Iversen und An­dersen in Be­rei­chen, die sich ihrer Er­fah­rung ver­schlie­ßen (und dazu ge­hör­te, wie ge­sa­gt, auch Agra), aus den glei­chen (schrif­flichen wie mündlichen) Quellen hol­län­di­scher oder eng­li­scher Pro­ve­ni­enz be­die­nen.

Angesichts die­ses Befun­des ist zu über­legen, ob hinter der dis­kursiv ab­ge­si­cherten Lügengeschichte vom Gro­ßen Mo­gol nicht ein li­te­ra­rischer Kalkül zu ver­mu­ten ist. Schelmuffskys Selbst­ver­ständ­nis könn­te da­rin be­stehen, das zu wie­der­ho­len, was er bei sei­nen Vor­gän­gern ver­mu­tet: ab­schrei­ben, pro­jizieren, er­fin­den – mit dem ent­schei­den­den Un­ter­schied, dass er den er­wähnten Drei­schritt der Reise­berich­tschrei­bung nicht nur nach­geht, son­dern ihn zu­gleich durch Über­trei­bung aus­stellt. Schelmuffsky ver­fasst also, könn­te man un­ter­stellen, sei­ne Be­schrei­bung des Reichs des Gro­ßen Mo­gols mit deut­lichem Re­kurs auf die Topoi der Vor- und Vor­vor­gän­ger-Texte (Aus­sehen der Festung, Reich­tum und mili­tä­ri­sche Macht des Mo­gols etc.), po­ten­ziert da­bei die in die­sen Tex­ten von ihm ver­mu­te­ten eu­ro­päi­schen Pro­jizieren noch ein­mal (z.B. durch die Er­wähnung ei­nes „Gänßgen“ hütenden Jun­gen und ei­nes „Scheerschleip[s]“, also ei­nes Scherenschleifers, auf der „Pfin­g­st-Wiese“ vor des Mo­gols Pa­last; Schelm. 94 f.). Ferner stellt er in sei­nen Be­rich­ten die ei­gene Per­son noch ein­mal stär­ker in den Vor­der­grund als in der dies­be­züglichen Reise­li­te­ra­tur.

Wir ha­ben es also mit ei­ner klas­si­schen Pa­ro­die zu tun, die nicht selbst ab­schrei­bt, lügt und er­fin­det, son­dern die Pla­giat­e, Lügen oder bes­ser Pro­jizieren und Er­fin­dun­gen, die sie in be­reits be­stehen­den Tex­ten vor­zu­fin­den be-

<sup>45</sup> Ebd., S. XIV.

<sup>46</sup> Olearius, Kom­men­tar zu: Man­delslo [Anm. 5], S. 91.

<sup>47</sup> Vgl. hier­zu Strack [Anm. 4], S. 58 ff.; S. 68 ff. Zum Ver­fah­ren selbst S. 101 f. Vgl. auch Loh­meier: Nach­wort zu: An­dersen, Iversen [Anm. 7], S. 17<sup>ff</sup>. (zur Kon­fron­ta­tion An­dersen vs. Iversen: S. 20<sup>ff</sup>).

hauptet, noch einmal performativ wiederholt und damit zur Kenntlichkeit entstellt.<sup>48</sup>

## II. Ödipale Rivalitäten

Wenn schon Mandelslo nicht vom Großen Mogol selbst empfangen wird, dann doch vom „Vice-Roy“ in „Amadabad“ (Ahmedabad).<sup>49</sup> Und dieses Ereignis gleicht Schelmuffskys Besuch beim Großen Mogol wiederum aufs Haar. Bereits bei Mandelslo findet der Leser die Erwähnungen eines prunkvollen und vom Reichtum des Fürsten geprägten Empfangs, kombiniert mit der für den Gast schmeichelhaften und ehrenvollen Bitte, mit seinem Gastgeber „Abendmahlzeit“ (Schelm. 98) bzw. „Mahlzeit zu halten“. Vor dem Gang zu Tisch lässt sich Mandelslo durch den Kaufmann, den er begleitet, vorstellen. Er bittet ihn, „in Indostanischer Sprache“ zu sagen, „daß ich ein deutscher von Adel wäre / reiset / die Welt zu besehen / gleich wie es die Deutschen / und sonderlich die vom Adel / im Gebrauch hetten“ – eine Aussage, die den Vice-Roy außerordentlich zufrieden stellt; er lässt Mandelslo wiederum ausrichten, er sei ihm sehr „willkommen“.<sup>50</sup>

Dass alle deutschen Adligen im 17. Jahrhundert eine Kavaliertour in solch globalen Ausmaßen machten<sup>51</sup>, ist wohl nicht ganz der Wahrheit entsprechend. Demzufolge lohnt es sich, seine Aufmerksamkeit darauf zu richten, wie der Lügner Schelmuffsky diese Szene (er wie gesagt beim Großen Mogol selbst) besteht: Der Große Mogol heißt seinen Gast ebenfalls willkommen

und sagte, daß er in langer Zeit nicht hätte das Glück gehabt, daß ein Teutscher ihn zugesprochen hätte und fragte hernach nach meinen Stande und Herkommens, wer ich wäre? Ich erzehlete ihn hierauf nun sehr artig flugs meine Geburt und die Begebenheit von der Ratte (Schelm. 96).

In beiden Fällen, also bei Mandelslo und Schelmuffsky, werden zwei Eigenschaften besonders hervorgehoben: die ehrenvolle deutsche Nationalität und die genauso ehrenvolle individuelle Abstammung. Da Schelmuffsky, anders als

<sup>48</sup> Ich beziehe mich hier wie im Folgenden mit meiner Theorie der Parodie auf Michail M. Bachtin: *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*, übers. v. Gabriele Leupold, Frankfurt/Main 1995, S. 52 ff.; S. 345 ff., S. 413 ff., sowie ders.: *Die Ästhetik des Wortes*, übers. v. Rainer Grübel, Sabine Reese, Frankfurt 1979, S. 192 ff. Vgl. auch meine eigenen, auf Bachtin aufbauenden, Ausführungen zur Theorie der Parodie in: Vf.: *Schöne Seelen, groteske Körper. Jean Pauls ästhetische Dynamisierung der Anthropologie*, Hamburg 2003, ders.: *Die heitere Therapie. Persönlichkeitsspaltung und Groteske in E. T. A. Hoffmanns „Prinzessin Brambilla“*, in: *Colloquium helveticum* 20 (2005), S. 119–142.

<sup>49</sup> Mandelslo [Anm. 5], S. 71.

<sup>50</sup> Mandelslo [Anm. 5], S. 72f.

<sup>51</sup> Zu Mandelslos intrikater Definition seiner Reise als Kavaliertour vgl. Strack [Anm. 4], S. 95.

Mandelslo, jedoch nicht von Adel ist, kann er es nicht bei einer kurzen Erwähnung seiner Herkunft bewenden lassen, sondern muss ausführlich seine wunderliche Geburt, die „Begebenheit von der Ratte“, erzählen.

Der erzählende Protagonist setzt also – hier wie bei allen anderen Gelegenheiten, an denen er mit der Ratten-Geschichte glänzt – eine rhetorische und literarische Eigenschaft anstelle der adligen Abstammung.<sup>52</sup> Während der ‚Bruder Graf‘ es sich erlauben kann, in der öffentlichen Rede zu „stammer[n]“, muss sich Schelmuffsky einer „anmuthige[n] Sprache“ (Schelm. 29) bedienen, um den Makel der niederen Geburt auszugleichen, was ihm, nebenbei gesagt, über die Maßen gut gelingt: Nicht selten meinen die Zuhörer, Schelmuffsky müsse „noch weit was Vernehmers seyn“ als nur einer „von Adel“ (Schelm. 46). Es wäre jedoch übertrieben zu sagen, Schelmuffsky stelle bei seiner Herkunftsbeschreibung ausschließlich auf die literarische Form ab. Auch der Inhalt der Geschichte verrät durchaus Bemerkenswertes über seine in der Tat die adlige Geburt noch einmal übersteigende Herkunft.

Was hat es mit dieser Abstammungs-Geschichte auf sich? Die erwähnte Ratte frisst der Mutter, als sie mit Schelmuffsky im fünften Monat schwanger geht, ein „abscheulich groß Loch“ (Schelm. 135) ins „gantz neu seiden Kleid“ (Schelm. 11) – und zwar „hinten und forne“ (Schelm. 135). Als die Mutter merkt, was geschehen ist und die Ratte totschießen will, ist diese „zwischen die Beine“ der Schwester „unversehens durchgekrochen kommen“ (Schelm. 35) und „in ein Loch“ in der Wand verschwunden, was die schwangere Frau in eine mehrere Tage anhaltende Ohnmacht, den fötalen Schelmuffsky hingegen in die Stimmung versetzt, „4 [...] Monat“ vor seinem eigentlichen Geburtstermin zu sehen, „wo der Zimmermann das Loch gelassen hatte und [...] auf allen vieren sporenstreichs in die Welt gekrochen“ zu kommen (Schelm. 11).

Die analogen (also nicht nur kausalen) Bezüge zwischen der Geburt Schelmuffskys und der Begebenheit mit der Ratte könnten deutlicher nicht sein: Das „Loch“ im Kleid wird, schon allein durch den Begriff, mit dem „Loch“ in der Wand, beides wiederum mit der Vagina der Mutter metonymisch identifiziert. Dass Schelmuffsky bei seiner Geburt „gekrochen“ ist – und das auch noch „auf allen vieren“ – analogisiert ihn zusätzlich mit der Ratte, die ja, wie für ein Tier üblich, ebenfalls auf allen Vieren „zwischen die Beine“ der Schwester und in das Loch in der Wand „durchgekrochen“ ist. Zu allem Überfluss verwechselt schließlich die Mutter selbst, als sie endlich aus ihrer Ohnmacht erwacht ist, ihren Sohn mit einer bzw. *der* „Ratte“ (Schelm. 12).

<sup>52</sup> Zur komischen narrativen Nobilitierung des Helden durch die Ratten-Geschichte (als Parodie des Prahlens mit guter Abstammung) vgl. z.B. Lynne Tatlock: *Quixotic marvel. Emesis and the miscarriage of subjectivity in Christian Reuter's ‚Schelmuffsky‘*, in: *Der Buchstab tödt – der Geist macht lebendig*. FS für Hans-Gert Roloff, hg. v. James Hardin u.a., 2 Bde., Bern u.a. 1992, Bd. I, S. 297–319, hier: S. 304 f.

Da die Geschichte jedoch nicht nur Schelmuffskys Geburt, sondern auch seine Abstammung dokumentieren soll, liegt die Vermutung nahe, dass die Rede von der dreifachen Penetration der Ratte nicht nur die Geburt Schelmuffskys spiegelt, sondern auch etwas über seine Erzeugung, mithin seinen Vater verrät; allerdings eher ex negativo. Denn jenseits der Geburtsszene und seiner animalischen Chiffrierung ist von diesem Vater im ganzen Roman niemals die Rede. Man könnte behaupten, dass der Erzähler mit seinem Kriechen aus der vaginalen Öffnung die entgegengesetzte Bewegung seines Erzeugers für immer verdrängt hat. Er selbst kann jetzt nämlich darüber nachdenken, „wieder in das Verborgene zu wandern“ (Schelm. 12).

Wenn aber nun die Ratte nicht nur den Erzeuger, sondern auch den Konkurrenten von Schelmuffsky darstellt, dann liegt der Verdacht nahe, dass mit der Abstammungs-Geschichte ein ödipal anmutender Kampf thematisiert wird, den der Erzähler – allein schon durch sein (fast vollständiges) Verschweigen des väterlichen Rivalen – gewinnt. Dafür spricht auch, dass Schelmuffsky gleich nach seiner Geburt „schon so artig schwatzen kunte“ (Schelm. 13), also bereits erwachsen ist und so die Rolle des Vaters auch sprachlich einnehmen kann.

Die hier vorgestellte These wird durch den Befund gestützt, dass die Geschichte mit der Ratte auch im weiteren Verlauf von Schelmuffskys literarischen Fantasmagorien erotisch konnotiert ist. Schon von der „Dame Charmante“ wird erzählt, dass sie sich „wegen der Begebenheit von der Ratte ganz in mich verliebet“ hatte (Schelm. 28; Herv. M. B.). Und zu diesem unsterblichen Verliebtsein treten durchaus sterbliche Wünsche hinzu. Nach der ersten öffentlichen Erzählung der Rattengeschichte bittet die „Charmante“ Schelmuffsky charmant in ihr Schlafzimmer und diesen dort um eine Wiederholung der Geschichte; mit dem Ergebnis, das nun *sie* in Schelmuffsky eindringen möchte: „O Sapperment! wie fiel mir das Mensche, die Charmante, um den Halß, da Sie von den Verstecken [der Ratte] hörete! Sie stackte mir der Tebel hohl mer Ihre Zunge eine gantze halbe Elle lang in mein Maul, so lieb hatte sie mich“ (Schelm. 35).

Zu dieser – in diesem Falle richtungsverschobenen – Wiederholung der Ratten- bzw. Geburtsgeschichte tritt eine zweifache metonymische Verkettung: Es wird nämlich bereits zu Beginn des Romans von der Mutter gesagt, dass sie Schelmuffsky mit der Zunge „leckte“ (Schelm. 13); zugleich erinnern den Protagonisten die Küsse der „Charmante“ an sein eigenes Nuckeln an der „Mutter Pietze“ (Schelm. 36). Berücksichtigt man, dass hier eine männliche Wunschfantase erzählt wird, kann man kaum umhin, die „Dame Charmante“, wie alle anderen Liebhaberinnen Schelmuffskys auch<sup>53</sup>, als eine symbolische Nachfolgerin seiner Mutter zu betrachten.

<sup>53</sup> Vgl. auch die Geschichte von der „Staadens Tochter, welche neben mir saß, die kam mir der Tebel hohlmer nicht eine Haare anders vor als meine ersoffene Charmante [...]. Ich solte doch das von der Ratte noch einmal erzehlen, und ob das Loch auch groß gewesen wäre, wo sie hineingelaufen, als sie das seidne Kleid zerfressen gehabt?“ (Schelm. 86)

Noch einmal plausibler wird die hier vorgeschlagene Lektüre, wenn man sich vor Augen hält, dass die Mutter ‚zufällig‘ am Tage von Schelmuffskys Heimkunft gegen Ende des Romans noch einmal das von der „grosse[n] Ratte“ hinten und vorne zerfressene Kleid anzieht. Auffällig an dieser Koinzidenz ist weiterhin, dass – sozusagen anstelle der verjagten väterlichen Ratte – ein neuer Konkurrent angekommen ist: der oben bereits erwähnte „kleine Vetter“. Kaum ist Schelmuffsky wieder zuhause, „kam das kleine Naseweißgen *wie eine Ratte aus meiner Mutter Bette* gesprungen“ (Schelm. 135 ff.; Herv. M. B.). Wie eine Ratte aus der Mutter Bett – der kleine Vetter scheint einen Wiedergänger von Schelmuffskys Vater darzustellen, was ja auch bereits sprachlich zum Ausdruck kommt: Der Begriff ‚Vetter‘ bezeichnet in der Frühen Neuzeit jeden männlichen Verwandten (nicht nur, wie zuvor im Mittelalter, den Onkel väterlicherseits und, später in der Neuzeit, den Cousin) und ist etymologisch mit dem Begriff ‚Vater‘ verwandt.<sup>54</sup>

Wenn man dieses linguistische Abstammungsverhältnis genealogisch gegenliest, könnte man glauben, der Vetter sei ebenfalls ein Sohn des Ratten-chiffrierten Vaters, also ein Bruder Schelmuffskys. Die diminutive Verwendung des Begriffs (es handelt sich ja um den *kleinen* Vetter) deutet hingegen auch die Möglichkeit an, dass es sich um den Enkel von Schelmuffskys Vater, mithin um den Sohn Schelmuffskys handelt, den dieser in der oben geschilderten inzestuösen Verbindung mit seiner Mutter gezeugt haben könnte.

Die Vorstellung, dass der kleine Vetter ein ödipaler Rivale zweiter Ordnung sein könnte, rührt natürlich von einer fantasmagorischen Sichtweise Schelmuffskys her, aus dessen Perspektive die Passage erzählt wird; sie ist jedoch nicht grundlos. Die „Ratte aus meiner Mutter Bette“ macht nämlich exakt das, worauf der Protagonist schon bei seinem eigenen Vater trachtete: ihn in einem Wettbewerb um die erotische Gunst der Mutter zu verdrängen. Es ist schließlich der kleine Vetter, der Schelmuffsky während dessen Abwesenheit aus dem Bewusstsein der Mutter tilgt (dass dieser ihr Sohn sein soll, hält sie nach seiner Ankunft trotz mehrmaligen Augenscheins für „unmöglich wahr“; Schelm. 135) und danach durch die Brandmarkung als Lügner bald wieder aus dem Hause zu entfernen sucht.

Dass es sich bei dieser Auseinandersetzung zwischen Schelmuffsky und dem Vetter nicht um eine beliebige, sondern eine ödipale Konkurrenzsituation, also um eine imaginäre Vater/Sohn-Beziehung handelt, darauf verweist schließlich – wenn auch spiegelbildlich verschlüsselt – die so genannte Doppelgänger-Episode in Padua: Hier werden dem Doppelgänger des kleinen Veters, dem „klei-

<sup>54</sup> Vgl. hierzu die beiden Einträge „Vetter“ in: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, hg. v. Wolfgang Pfeifer, München <sup>2</sup>1995, S. 1514 f.; Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, hg. v. Elmar Seebold, Berlin <sup>23</sup>1995, S. 863.

ne[n] Sohn“ der Wirtin (sie wiederum ist die Doppelgängerin der Mutter), zwei Mal erstaunliche Ähnlichkeiten mit Schelmuffsky nachgesagt.<sup>55</sup>

### III. Hochdeutsche Frau Mutter Sprache und der Vater der Lügen des Schelmuffsky

Die bis jetzt auf der literalen, also genealogischen, Ebene entschlüsselte Geschichte von Schelmuffskys Herkunft (inklusive imaginierter inzestuöser Fortpflanzung) entbehrt nicht einer allegorischen Dimension. Die Mutter, so wurde jüngst in der Forschung gezeigt, steht für nichts anderes als die, wie es im Titel der ersten Ausgabe des „Schelmuffsky“ heißt, „Hochdeutsche[] Frau Mutter Sprache“.<sup>56</sup> Mit Rekurs auf Platos Theorie der geistigen Zeugung („Symposion“ 209a) entpuppt sich demzufolge der skandalöse Wunsch nach Beischlaf mit der Mutter zur Beruhigung der lesenden Zeitgenossen als harmlose Literaturproduktion: Den erzählenden Helden zieht es immer wieder zurück zu seiner Mutter, da er mit ihr als seiner natürlichen Sprachfähigkeit und dank seiner intellektuellen Potenz ein geistiges und unsterbliches Kind, sprich: den vorliegenden Roman, erzeugen kann.

Wer aber ist Schelmuffskys Vater? Eine Person im Roman hat eine Idee, wer ‚Der-von-dem-wir-nicht-sprechen‘ sein könnte: der „Praeceptor“, der aufgrund der ungewöhnlichen Fähigkeiten, über die Schelmuffsky gleich nach seiner Geburt verfügt, „vermeinet, ich sey von dem bösen Geist besessen“ (Schelm. 13 f.) und daher schnurstracks zum Exorzismus schreitet.<sup>57</sup> Der Teufel also. Dieser

<sup>55</sup> In Schelm. 163 f. wird zweimal darauf hingewiesen, dass der kleine Sohn „wie ich in meiner Jugend“ aussieht bzw. handelt (Herv. M. B.). Interessanterweise wird in der Doppelgänger-Passage das ödipale Moment seinerseits aufgenommen – und zwar in einer Art und Weise, welche die ursprüngliche und die Spiegelebene miteinander kreuzt: In Padua angekommen, wird Schelmuffsky durch eine Verwechslung mit dem großen Sohn der Wirtin (seinem Doppelgänger) von dieser erst einmal ausführlich abgeküsst (sie „kriegte mich von hinten beym Kopffe und hertzte mich“; Schelm. 162 f.). Später wird durch eine doppeldeutige Formulierung eine erotische Beziehung zwischen der Wirtin und ihrem älteren Sohn (und damit, auf der übertragenen Ebene, zwischen Mutter und Schelmuffsky) angedeutet: „der sappermentsche Huren-Sohn“ – die Wirtin wird tatsächlich als eine Hure, also als eine Frau beschrieben, die auf Teufel komm raus nach einem „Leg dich her“ sucht –, dieser Hurensohn namens „Cupido, muste ihr eine abscheuliche grosse Wunde mit seinem Pfeile gemacht haben“ (Schelm. 165).

<sup>56</sup> Auf die Analogie von Mutter und „Hochdeutsche Frau Mutter Sprache“ macht in einem instruktiven Aufsatz Nicola Kaminski: Von Plißine nach Schelmerode. Schwellenexperimente mit der ‚Frau Mutter Sprache‘ in Christian Reuters „Schlampampe“-Projekt, in: Kulturelle Orientierung um 1700. Traditionen, Programme, konzeptionelle Vielfalt, hg. v. Sylvia Heudecker, Tübingen 2004, S. 236–262, hier: S. 256 f., aufmerksam.

<sup>57</sup> Schon Fechner [Anm. 3], S. 8, und Geulen [Anm. 3], S. 484, vermuten eine teuflische Vaterschaft, müssen sich aber den Vorwurf gefallen lassen, dass dieser Hinweis, wenn nicht nachzuweisen ist, dass er im Roman wieder aufgegriffen wird, ein „blindes Motiv“ darstellt (Müller [Anm. 2], S. 6, FN). Genau die damit angemahnte strukturelle Verlängerung des Motivs in den Roman soll in dieser Untersuchung aufgewiesen werden.

hat seine Vaterschaft in gewissem Sinne schon durch sein rattenhaftes Auftreten bei der Zeugung verraten. Seit Augustinus wird in der Theologie über die teuflischen Verwandlungen „in membra et liniamenta bestialia“ diskutiert.<sup>58</sup> Dementsprechend taucht der Teufel gerne – und zwar gerade beim Beischlaf – als dreckiges „Schweinlein[]“<sup>59</sup> oder eben auch als Ratte auf.<sup>60</sup>

Ähnliches gilt für die „Kranckheit und Ohnmacht“, in die Schelmuffskys Mutter während des Ratten-Ereignisses verfällt und die zur Folge hat, dass sie sich über mehrere Tage „weder regen noch wenden“ kann, sondern einfach nur „da liegt“ (Schelm. 11; Herv. M. B.). In der von Johann Weyer gegründeten protestantischen Tradition, dem Hexenwahnsinn des 16. und 17. Jahrhunderts Einhalt zu gebieten, wird in Form eines Ceterum Censeo immer wieder darauf hingewiesen, dass der Teufel die Frauen nicht, wie bisher angenommen, in Form eines Inkubus oder Sukkubus beschlafe, sondern dieses Ereignis lediglich in deren „imagination oder Phantasey“<sup>61</sup> simuliere – und zwar während die Frauen regungslos, d.h. „ohne einich empfindtnus / gleich wie todten“ danieder „liegen“ und in Bezug auf den Gebrauch ihrer Sinne und Glieder „vnmächtig“ (Herv. M. B.) sind.<sup>62</sup>

Der plausibelste Grund für die Annahme der diabolischen Vaterschaft aber ist die im 17. Jahrhundert geradezu sprichwörtliche Apostrophierung des Teufels nach Io. 8, 44: „ein Lügner und ein Vater derselbigen“.<sup>63</sup> Wenn der Teufel also nicht nur selbst ein Lügner ist, sondern auch der Vater der Lügen, dann ist niemand würdiger, sein Sohn zu sein, als der Protagonist des Romans, der bekanntlich vom ersten Wort seiner Erzählung (wenn auch, wie gezeigt, diskursiv abgesichert) lügt.<sup>64</sup> Damit spielt er, wie sich jetzt herausstellt, seine väterlichen

<sup>58</sup> Aurelius Augustinus: De civitate XVIII, 18, in: Ders.: De civitate dei/Der Gottesstaat (It.-dt.), übers. von Carl J. Perl, 2 Bde., Paderborn 1979, Bd. II, S. 324.

<sup>59</sup> François de Rosset: Theatrum tragicum oder Wunderlich vnd Traurige Geschichten, übers. u. ergänzt v. Martin Zeiller, Tübingen 1628, S. 36; zur (scheinbaren) Verwandlung des Teufels in Tiere allgemein vgl. Johann Weyer: De praestigii demonum. Von ihrem vrsprung / vnderscheid / vermögenheit / vnd rechtmäßiger straff / auch der beleidigten ordentlichen hilff / sechs Bücher, übers. v. dems., Amsterdam 1667 (=ND der Ausgabe 1578), S. 4r. ff.

<sup>60</sup> Vgl. Fechner [Anm. 3], S. 8.

<sup>61</sup> Weyer: De praestigii, übers. Weyer [Anm. 59], S. 78r.

<sup>62</sup> Ebd., S. 51v.; 5v.

<sup>63</sup> Die Bibel wird zitiert nach: Martin Luther: Biblia: das ist: Die gantze Heilige Schrift Deutsch, hg. v. Hans Volz, 2 Bde., Darmstadt 1974 (= ND der Ausgabe Wittenberg 1545).

<sup>64</sup> Kurzes Referat der bisherigen Forschungspositionen zum Lügner Schelmuffsky: Die Theorie, dass dieser eine Figur der Bramarbas-Tradition darstellt, wurde zuerst von Hans König: Christian Reuters ‚Schelmuffsky‘ als Typ der barocken Bramarbas-Dichtung, Hamburg 1945 (Masch. Diss.), S. 7 f. u. 62 ff., vertreten (dagegen stellt sich Wolfgang Hecht: Christian Reuter, Stuttgart 1966, S. 34 f.). Die Einordnung in die Pikaro-Tradition (Schelmuffsky als falscher Pikaro, der die Kluft zum angestrebten Galanthomme-Ideal (Fortsetzung der Fußnote auf S. 178)

Erbanteile brillant aus. Schelmuffsky ist also literal gesehen das Produkt einer körperlichen, vielleicht auch nur imaginierten Vereinigung des Teufels mit einer mehr oder weniger unschuldigen Frau, allegorisch oder platonisierend gesprochen jedoch die Realisierung der potenziellen teuflischen Lüge in der deutschen Sprache – und zwar auf der Ebene der „Phantasey“ (s.o.).

Folgt man dieser Lesart einer immanenten Poetologie des Romans, bleiben zwei Fragen offen: Warum will *erstens* der Lügner Schelmuffsky den Lügner, den sein teuflischer Vater darstellt, (im wahrsten Sinne des Wortes) ausstechen und selbst mit der Frau Mutter Sprache Kinder zeugen (so wie später der „kleine Vetter“ sich wiederum ihm gegenüber verhält)? Und *zweitens*: In welchem Verhältnis steht der Sohn des Vaters der Lügen zu der oben anhand der Mogol-Episode aufgezeigten wahren Seite der Lüge?

Ich beginne mit dem ödipalen Rivalitätsverhältnis: Die diabolische Abstammung Schelmuffskys wird nicht allein durch die Ratten-Geschichte, sondern auch durch einen zarten, dafür unendlich oft wiederholten Hinweis thematisiert, nämlich durch die zwei Redensarten, die die Sprechweise des Erzählers auszeichnen: „der Tebel hohlmer“ und „sapperment!“.

Die beiden Begriffe bezeichnen sehr genau die Spanne, innerhalb deren sich ein Mensch im christlichen (und dem Hexenwahn verfallenen) Zeitalter des Barock bewegen kann. Der Teufel holt einen, genauer gesagt: einen Mann, aufgrund einer in einem Teufelspakt festgehaltenen Abmachung. Ganz im Gegenteil dazu das Wort „sapperment“, eine deutsche Verquatschung des Wortes ‚Sakrament‘. Schelmuffsky bewegt sich also in seinen Redensarten zwischen nichts weniger als Himmel und Hölle.

Doch die Verbindung ist noch enger: Schon allein die Begrifflichkeit macht es, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen habe<sup>65</sup>, sehr wahrscheinlich, dass der

verdecken möchte) leistet Gunter E. Grimm: Christian Reuter: ‚Schelmuffskys warhaftige curiose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Lande‘. Kapriolen eines Taugenichts. Zur Funktion des Pikarischen, in: Interpretationen. Romane des 17. und 18. Jahrhunderts, hg. v. Max L. Baeumer u.a., Stuttgart 1996, S. 47–75 (ihm folgt Matthias Bauer: Der Schelmenroman, Stuttgart 1994, S. 139; in eine ähnliche Richtung wies schon die Argumentation von Hecht [in dieser Anm.], S. 33 ff., sowie, historisch breit abgesichert [insbesondere durch den Rekurs auf Nicolas Faret], Fechner [wie Anm. 3], S. 23). In eine ganz andere Richtung verweist die Arbeit von Yahya A. Elzaghe: Schelmuffsky als närrischer Odysseus, in: *Simpliciana* 13 (1991), S. 485–492, der die Reisen Schelmuffskys als komisches Superstrat der „Odyssee“ liest.

<sup>65</sup> Hierzu und zum Verhältnis Teufel/Literatur im 17. und 18. Jahrhundert allgemein vgl. Vf.: Nachfolge Christi – Nachahmung der Natur. Himmlische und natürliche Magie bei Paracelsus, im Paracelsismus und in der Barockliteratur (Scheffler, Zesen, Grimmelshausen), Hamburg 2007; ders.: Macht der Phantasie/Gewalt im Staat. Zur diskursiven Verdopplung des Teufels in Grimmelshausens ‚Simplicissimus‘, in: *Simpliciana* 26 (2004), S. 141–162; ders.: Der Sündenfall im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Zum Teufel mit dem hermetischen Wissen in Goethes ‚Faust I‘, in: Von der

Teufelsbund eine Inversion des Taufbundes – und damit des wichtigsten Sakramentes in der protestantischen Erlösungslehre – darstellt. So wie der Mensch bei der Taufe nach Luther einen „bund[.]“ mit Gott eingeht, innerhalb dessen er verspricht, „die sund zu tödten“ und im „glauben“ zu leben, und Gott im Gegenzug dem Menschen zusagt, dass dessen Peccatum originale „auß getilget wirt teglich mehr und mehr biß yn den todt“<sup>66</sup> (Herv. M. B.), so schließen auch Mann und Teufel einen, Zitat Weyer, „falsche[n] begriegliche[n] [...] *Bundt* / welchen der Teuffel auß seiner arglistigkeit / durch viel vnnd mancherley betrug vnnd verblendung / deß arbeitseigen Menschen anbrittlet“ (Herv. M. B.).<sup>67</sup> Innerhalb dessen verspricht der Mensch dem Teufel, seinen zuvor geschlossenen Bund mit Gott zu invertieren, also der abgeschworenen Tat-Sünde wieder zuzusprechen, der Teufel dem Menschen, ebenfalls den ursprünglichen Vertrag invertierend, diesen statt dem himmlischen dem irdischen Heil entgegenzuführen (mit dem geheimen Zusatzabkommen, dass das Peccatum originale dadurch erhalten bleibt und der Teufel Gewalt über den Menschen erlangt).

Auch Schelmuffskys unerhörte Erfolgsgeschichten beim Tanzen, Fechten und bei den Frauen, bei denen es aus Sicht des zeitgenössischen Lesers unmöglich mit rechten Dingen zugegangen sein kann, ließen sich als Ergebnisse eines solchen Teufelsbundes ansehen. Weiß man aber, dass Schelmuffsky sich seine Erfolgsgeschichten ausgedacht hat, dann ist der verkehrte Taufbund lediglich ein historisches Relikt, das in kaum mehr erkennbarer Form auf der Textoberfläche mittransportiert wird: Die beiden Ausdrücke, die auf dieses theologische Skandalon hinweisen, also „Sapperment“ und „Der Tebel holmer“, werden ja im „Schelmuffsky“ als sprachlich bereits verschliffen und als Füllworte, ja als unbewusstes Sprechverhalten vorgeführt. Sie haben also ihre metaphysische Schwere verloren und stattdessen eine, gleichsam mitlaufende, literarische und vor allem komische Leichtigkeit erlangt.

Die Anregung für diese Umbesetzung geht erneut von dem oben erwähnten Gegner der Hexenverfolgung, Johann Weyer, und seiner Theorie aus, dass der

Pansophie zur Weltweisheit. Goethes analogisch-philosophische Konzepte, hg. v. Hans J. Schrader, Katharine Weder, Tübingen 2004, S. 85–112; ders.: Exempel, Exempelsammlung, Exempelliteratur – am Beispiel von Harsdörffers teuflischer Mord-Geschichte „Die bestrafte Hexen“, erscheint in: *Epistemologie des Exemplarischen*, hg. v. Nicolas Pethes, Jens Ruchatz, Stefan Willer, Berlin 2007.

<sup>66</sup> Martin Luther: Taufsermon, in: Ders.: Werke. Kritische Gesamtausgabe, Weimar 1883ff., Bd. II, S. 730–733.

<sup>67</sup> Johann Weyer: De praestigiis daemonvm. Von Teuffelsgespenst Zaubereyen vnd Gifftbreytern / Schwartzkünstlern / Hexen vnd Vnholden [...], übers. und ergänzt von Johann Fuglinus, Frankfurt/Main 1586, S. 149<sub>2</sub>. (diese Passage ist in der von Weyer selbst angefertigten Übersetzung – Weyer: De praestigiis, übers. Weyer [Anm. 59] – nicht enthalten).

Teufel zu keiner realen Einflussnahme auf den Menschen fähig sei, sondern lediglich eine „falsche einbildung“<sup>68</sup>, also die schon im Titel seines Werkes genannten „Praestigi[ae]“, im Gemüt des Menschen installieren könne.

Hier setzt die komische Literatur des 17. Jahrhunderts ein, die bemerkt, dass es bei ihr ganz ähnlich bestellt ist wie beim Teufel. Auch ihr stehen keine realen Veränderungen von Natur und Mensch, sondern nur die fantastische Antäuschung von Sachverhalten zur Verfügung. Dass ein solcher Transfer vom Teufel auf den Menschen möglich ist, lernt Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen von Hans Michael Moscherosch, der schon im ersten der „Gesichte des Philander von Sittewald“ behauptet, dass „jeder Mänsch [...] fast des andern Teuffel oft mehr als der Teuffel selbst“ sei, dass also – Zitat Grimmelshausen – „das gemeine Sprichwort auf Erden nit durchaus erlogen / wann man nemlich spricht: *Es seye je ein Mensch des andern Teuffel*“. „Homo homini Diabolus“<sup>69</sup> (Herv. M. B.) – das heißt soviel wie: Auch der Mensch beherrscht die teuflische Fähigkeit, die Fantasie anderer so zu manipulieren, dass diese ihre vorgegaukelten Vorstellungen für tatsächliche Erfahrung halten.

Genau genommen schaut der Mensch dem Teufel die mit den Praestigiae verbundene Technik der fantastischen Lüge nicht nur ab, sondern behauptet sogar – Stichwort „oft mehr als der Teuffel selbst“ – mit der Literatur über die besseren Möglichkeit zu deren Realisierung zu verfügen als ihr Erfinder. Und genau dieses genealogische Konkurrenzverhältnis, so meine These, wird noch einmal in der ödipalen Rivalität zwischen Schelmuffsky und seinem Vater wiederholt: Der Teufel hat durch die Realisierung seiner potenziellen Lügen in der deutschen Sprache dem satirischen Literaten zum Leben verholfen – nun ist dieser, schneller als dem Teufel lieb sein kann (nämlich kurz nach seiner Geburt), bereits erwachsen geworden und beansprucht seinerseits, die von seinem Vater ererbte Lügenhaftigkeit in der deutschen Sprache zu realisieren, und zwar *anstelle* des Teufels.

Aber auch der satirische Literat ist nicht frei von Konkurrenz: Denn seine, mit Plato gesprochen, geistigen Kinder oder literarischen Produkte, manifestiert im ‚kleinen Vetter‘, beanspruchen ihrerseits das alleinige Recht auf Realisierung der geistigen Potenzialität der Lüge. Mit anderen Worten: Die komische Literatur lässt sich nicht mehr auf die Vorgaben ihres geistigen Vaters, des Teufel-ähnlichen Autors, reduzieren, fantastische Praestigiae zu erzeugen, sondern beansprucht, diesen Vorgang noch einmal selbst ausführen und damit reflektieren zu

<sup>68</sup> Weyer: De Praestigiis, übers. Weyer [Anm. 59], S. 43r.

<sup>69</sup> Hans Michael Moscherosch: Gesichte Philanders von Sittewald, hg. v. Felix Bobertag, Berlin, Stuttgart o. J. [1883] (Deutsche National-Litteratur, Bd. XXXII), S. 28; Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: Verkehrte Welt, in: Ders.: Werke, hg. v. Dieter Breuer, 3 Bde., Frankfurt/Main 1989–1997, Bd. II, S. 421.

dürfen.<sup>70</sup> Sie will die Lügen nicht nur aussprechen, sondern zugleich auch aufdecken. Statt dem Erzähler zu erlauben, dass er den Leser glauben macht, er habe seine oben erwähnten Erfolge (mit oder ohne teuflischen Beistand) *tatsächlich* errungen, zwingt der ‚kleine Vetter‘ seinen fantasmagorischen Vater, seine literarische Anverwandlung des teuflischen Prinzips offen zu legen. Und tatsächlich kommt der Erzähler dieser Aufforderung, und zwar äußerst kunstvoll, nach, nämlich in der Doppelgängergeschichte in Padua, wenn er die Lügenhaftigkeit seiner Erzählung in Form seines Spiegelbildes, des ebenfalls wie gedruckt lügenden großen Sohnes der Wirtin, noch einmal vorführt.

Aber – und damit komme ich zur zweiten Frage (nämlich der nach der wahren Seite der Lüge) – auch der ‚kleine Vetter‘ wird nicht das letzte Wort behalten (also seinerseits einen kleinen Vetter vorfinden, der seine Rolle bei der deutschen ‚Frau Mutter Sprache‘ einnehmen wird), denn seine Reflexion auf den literarischen Charakter der Ereignisse – die Behauptung der vollkommen freien Erfindung der Geschichten im Wirtshaus – ist, wie oben gesehen, ebenfalls eine Lüge. Vielmehr hat Schelmuffsky, wie ich paradigmatisch anhand der Mogol-Episode zu zeigen versucht habe, seine Geschichten nach genauen Vorgaben in der Bibliothek erstellt; noch dazu mit dem honorigen Ziel, den (aus seiner Sicht) täuschenden Charakter dieser Texte offen zu legen.

Daraus erhellt, dass der „Schelmuffsky“ neben der bisher genannten zweifach gestaffelten diabolischen Selbstreflexion (Kokettierung mit der teuflischen Abstammung des literarischen Prinzips [Schelmuffsky] und spielerische Offenlegung der literarischen Täuschung [Vetter, Schelmuffsky]) noch eine dritte transportiert, die auf die Wahrheit in der teuflischen Lüge hinweist: Schelmuffsky lügt, um die literarischen Lügen seiner Vorgänger-Texte wahrhaft aufzudecken.

Die diabolische Genealogie dieses parodischen Anspruchs ist im Übrigen ebenfalls diskurshistorisch abgesichert. Schon Johann Weyer hatte seiner Theorie, dass der Teufel zu keiner realen Veränderung der Schöpfung fähig, also lediglich auf die Möglichkeit zu Praestigiae beschränkt sei, das präzisierende Argument angefügt, dass der Teufel seine zu introduzierenden Fantasiebilder nicht frei erfinde, sondern in diesem Zusammenspiel ein „apffenspiel“ des „Göttlichen wort[s]“ und ein „nach äffen“ der „wercke[] gottes“ inszeniere, also die göttlichen Vorgaben aufnehme, jedoch durch eine „zusetzung“ – Weyer bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die zu seiner Zeit gängige Etymologie des Namens Leviathan – so manipulierte, dass sie auf das Gegenteil des göttlichen Schöpfungsplanes hinausliefen.<sup>71</sup> Der Teufel ist, so präzisiert Georg Philipp

<sup>70</sup> Auch Alice Villon-Lechner: Der entschwundene Erzähler. Zur Selbstreflexion des Mediums in Christian Reuters Roman „Schelmuffsky“, in: *Simpliciana* 8 (1996), S. 89–96, geht, freilich in einem anderen Zusammenhang, von einer ‚Geheimpoetik‘ und einer Selbstreflexion des „Schelmuffsky“ aus.

<sup>71</sup> Weyer: De Praestigiis, übers. Weyer [Anm. 59], S. 7v; 12r; 52v.

Harsdörffer diesen Gedanken in seinem „Schau-Platz jämmerlicher Mord-Geschichte“, ein „Aff deß Allmächtigen“ und wiederholt alle göttlichen Werke und Worte „in verkehrtem Verstand“.<sup>72</sup> Nachahmung, Differenz-Markierung und Invertierung – damit sind die drei basalen Merkmale einer Parodie unmittelbar und rückstandsfrei aus dem Prinzip teuflischen Handelns ableitbar.

Doch zurück zur dritten Dimension der teuflischen Lüge im „Schelmuffsky“, zum parodischen Aufweis der Lügen, die sich gedruckt in Bibliotheken finden. Es liegt auf der Hand, dass durch diese paradoxe Verpflichtung der Lüge auf Wahrheit dem teuflischen Prinzip ein beinahe moralischer Anspruch zugestanden wird. Diese stillschweigend vollzogene Versöhnung mit dem Diabolischen lässt sich auch auf der Textoberfläche wiederfinden: Die Töchter des Lords geben nämlich Schelmuffsky gegenüber nicht – wie alle ihre Vorgängerinnen – aufgrund der Ratten-Geschichte „heyrahtens [...] vor[!] Denn“ – auch hier, wie sonst in diesem Zusammenhang, eine kausale Verknüpfung –

ich zeigte ihnen des grossen Mogols Bildniß mit der Kette und erzehlete ihnen, wie daß er mich damit beschencket und vortreffliche gastiret hätte, weilen ich Ihn den calculum seiner Einkünfte sehr artig und richtig ziehen können.

Und erst danach, also „wie die Historie von den grossen Mogol nun aus war“ (und die Lordstöchter alle schon „verliebet“ sind), erzählt Schelmuffsky, sozusagen der Vollständigkeit halber, auch die Rattengeschichte (Schelm. 109 f.; Herv. M. B.).

Die Mogol-Episode hat also ab diesem Zeitpunkt die Erzählung von Schelmuffskys kurioser Geburt in ihrer Funktion als prunkvolle Abstammungsurkunde auf den zweiten Platz verdrängt. Neben der narrativen Kraft dieser neuen Geschichte ist der Grund insbesondere in dem den Mogol darstellenden „*Contrafait*“ (Schelm. 110; Herv. M. B.) bzw. dem „*Bildniß* mit der Kette“ aus „*Indianische[m] Golde*“ (Schelm. 104; Herv. M. B.) zu suchen – auch das, nebenbei gesagt, ein wörtlicher Rekurs auf die Reisegeschichtsschreibung, in der ebenfalls von „des Mogols *Conterfeit*“ bzw. „*Bildniß* in Gold“ die Rede ist.<sup>73</sup> (Herv. M. B.) Nichts eignet sich so gut wie eine solche Abbildung – Schelmuffsky nennt sie sogar mehrdeutig „mein Bildniß“ (Schelm. 110) –, um einen Abstammungsbeweis per Ähnlichkeit zu führen.

Schon in der Indien-Episode selbst wurden einige Hinweise darauf gegeben, dass der Mogol eine Art von Vaterfigur für Schelmuffsky darstellt. Das bringt allein sein Angebot zum Ausdruck, Schelmuffsky zum Reichskanzler zu machen; ein Amt, das, ich deutete es an, nicht selten an die Söhne des Großen Mogols vergeben wird. Der „Geheimbde[ ] Reichs-Cantzlar“ wäre dementspre-

chend nichts anderes als die Chiffrierung eines geheimen Sohns des jüdischen Herrschers.

Ein weiterer Beleg für eine solche Lektüre liegt in der Verwendung der Epitheta ‚groß‘ und ‚klein‘. Wie oben ausgeführt, wird in der Passage, da Schelmuffsky wieder nach Hause kommt, der „*kleine[ ] Vetter*“, also sein fantasmagorischer Sohn, der „*grosse[n] Ratte*“ (Schelm. 135 f.; Herv. M. B.), also seinem teuflischen Vater, gegenübergestellt. Es ist demzufolge zu überlegen, ob der *große* Mogol nicht die positive oder versöhnliche Variante der *großen* teuflischen Ratte darstellt. Der indische Regent wird nämlich für zeitgenössische Leser bereits durch das Epitheton „König der gantzen Welt“<sup>74</sup> mit dem Teufel assoziiert, der nach Io. 12, 31 als „Fürst dieser Welt“ apostrophiert wird.

Die These, dass der Große Mogol die positive Variante zum rattenhaften Vater Schelmuffskys darstellt, könnte ihre Unterstützung des Weiteren darin finden, dass im Falle des Mogol-Besuches, obwohl alle Zeichen auf Sturm stehen (die Mogolin ist wie gesagt eine der schönsten Frauen der Welt und Schelmuffsky will unbedingt neben ihr sitzen), kein ödipaler Verdrängungswettbewerb statt hat. Von einem erotischen Kontakt zwischen (symbolischer) Mutter und Sohn ist bei Reuter nirgends die Rede. Vielmehr fügt sich Schelmuffsky, wenn man so will: als Ausgleich dafür, dass er nach seiner Geburt gleich erwachsen wurde (und damit zu einem Konkurrenten des Vaters avancierte), in Agra zum ersten Mal in die Rolle des kleinen, unvermögenden Kindes, das nachts sein Bett „naß“ macht (Schelm. 101).

Clemens Brentano, der mit den Gebrüdern Grimm und Achim von Arnim im frühen 19. Jahrhundert eine Art Klub der Verehrer des „Schelmuffsky“ gründet, lässt eine solch versöhnliche Geste nicht gelten und behauptet in einer partikularen, freien Nachdichtung, dass auch die Mogolin bei Schelmuffsky „Freiens“ vorgegeben habe.<sup>75</sup> Er legt dem Leser also nahe, dass auch in Agra eine ödipale Konkurrenzsituation statthat. Das ist zwar nicht mit Reuters Textoberfläche zu vereinbaren, wohl aber mit den Implikationen dieser anspielungsreichen Geschichte in der Reisegeschichtsschreibung. Denn in der Tat wird, wie bei Andersen, Iversen und Dapper zu lesen ist, der berühmte Schach Choram, den Schelmuffsky nach seinem Indien-Aufenthalt verlässt, bald von seinem Sohn Oranchzeph abgelöst – und zwar alles andere als freiwillig: Oranchzeph tötet seinen Bruder, der vom Vater als Thronfolger vorgesehen war, und hält den Vater bis zu seinem Tod in „Custodie“ auf einer „Vestung“.<sup>76</sup>

<sup>74</sup> Ebd.

<sup>75</sup> Clemens Brentano: Bogs der Uhrmacher, in: Ders.: Werke, hg. v. Friedhelm Kemp, München 1963, Bd. II, S. 888.

<sup>76</sup> Iversen, in: Andersen, Iversen [Anm. 7], S. 211; vgl. auch Dapper [Anm. 11], S. 200.